

Büchertisch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **27 (1943)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Löffel und Pantoffel

„Über den Löffel balbieren.“ Es läge nahe, diese Redensart mit „Laffe“, „Läffel“ in Verbindung zu bringen. Ohne weiteres ergäbe sich daraus ihr tatsächlicher Sinn: einen Unerfahrenen betrügen, übers Ohr hauen. — Bleiben wir jedoch ganz konkret beim Wortsinne des Löffels. Das Schweizerische Idiotikon weist mit folgendem Spruch auf die Entstehung der Redensart hin:

Het nid nur ein — zwo Löffel g'füert
und het mi über bed balbiert.

Er weist uns in eine Barbierstube von Anno dazumal. Die Bartscherer brauchten nämlich in alter Zeit einen Löffel, um eingefallene Backen von der Mundhöhle her auszuspannen und so das Rasieren zu erleichtern. Die Prozedur mit dem hölzernen Löffel — immer dem gleichen für die ganze wartende Kundenreihe — mochte wohl angehen für einen gemeinen Mann; den vornehmen Gast hingegen durfte man kaum so wenig taktvoll bedienen: er ließ sich nicht über den Löffel balbieren. Die üble Bedeutung des Ausspruchs ist dadurch hinlänglich erklärt. Der Nebenbegriff des heimlichen Betrogenmerdens im Wort barbieren oder balbieren mag auch hierin zu suchen sein, daß der Kunde in der spiegellosen Stube des Bartkünstlers nicht merken konnte, wenn hinter seinem Rücken ein übler Streich ausgeheckt wurde.

* * *

Mit der Heirat kommt die Frau unter die Haube — mancher Ehemann aber gerät dadurch unversehens „unter den Pantoffel“. Ein nicht gerade rühmenswürdiger Zustand für einen Vertreter des starken Geschlechts. Er entspricht auch weder den Bestimmungen des Schweizerischen Zivilgesetzbuches noch dem ursprünglichen deutschen Eherecht. Denn in alter Zeit war das Gehorchen selbstverständliches Frauenlos. Bis zu ihrer Verheiratung stand die Frau unter der „munt“ des Vaters (gleicherweise unterstanden übrigens auch die Söhne dem väterlichen Befehl). Verlobung und Verheiratung — sie wurden im Mittelalter nicht streng auseinandergehalten — brachten der Tochter nur den Wechsel des Herrn: Fortan war der Ehegatte ihr Vormund. Dabei spielte der Schuh von alters her eine wichtige Rolle. Der Bräutigam brachte der Braut einen Schuh. Sobald sie ihn angezogen hatte, war die eheherrliche Vormundschaft rechtskräftig geworden.

Die symbolische Bedeutung des Schuhs als Zeichen der Herrschaft geht ins höchste Altertum zurück und läßt sich bei den verschiedensten Völkern nachweisen. Natürlich verschaffte der Fuß dem Schuh diese hohe Bedeutung und Würde; denn wer bei Eroberungen mit seinem Fuß auf Land trat, drückte damit die Besitzergreifung aus. Dem überwundenen Feind wurde der Fuß auf den Nacken gesetzt. In Indien bedeutete das Übersenden der Sandalen die Unterwerfung.

In Deutschland herrschte vielenorts der Brauch, daß jeder der beiden Gatten unmittelbar nach der Eheschließung dem andern auf den Fuß zu treten versuchte. Wem dies zuerst gelang, der durfte auf die Herrschaft in der Ehe zählen. Im Gedicht vom Meier Helmbrecht — es entstand um die Mitte des 13. Jahrhunderts — heißt es nach der Schilderung seiner Heirat: „uf den fuoz er ir trat“.

(Aus den „Kulturgeschichtlichen Sprachbildern“, die Hans Sommer im Verlag Francke AG. kürzlich herausgegeben hat, einer Sammlung von Wörtern und Redensarten, die wir täglich brauchen, deren eigentliche Bedeutung wir uns aber aus den Kulturverhältnissen früherer Zeiten erklären lassen müssen. Was ist es mit dem Hungertuch, dem Kerbholz, dem Bohnenlied, der langen Bank? Wir können die Sammlung nicht besser empfehlen als durch gelegentlichen Abdruck einzelner dieser Sprachbilder. Die Schrift ist 85 Seiten stark und kostet Fr. 2.80.)

Büchertisch

Das Bodenseebuch 1943. (30. Jahrg.) Verlag Dr. Karl Höhn, Ulm-Donau. Herausgeber Dr. Karl Höhn, Konstanz. In der Schweiz zu beziehen vom Wanderer-Verlag Zürich. 118 S. Großformat, geb. 7 Fr., geh. 5.50.

Mitten durch Bodensee und Hochrhein zieht sich die staatlich-militärische Grenze, mit ihr heute auch die wirtschaftliche und eine geistige, und die Zeiten unbefangenen Geistesverkehrs hinüber und herüber sind eine Erinnerung an eine schöne Vergangenheit. Daß sie auch eine Hoffnung auf eine bessere Zukunft seien, dafür hilft diese Sammlung von Geistesgütern von beiden Seiten des Sees sorgen, und darum tut es wohl, daß es das immer noch gibt. Unter den 48 Verfassern stammen 19 aus der Schweiz, auch eine schöne Zahl der Urheber der Bildbeigaben. Mannigfaltig ist auch der Inhalt: sachliche Beschreibung und beschwingte Dichtung, Volkskunde und Kulturgeschichte, Kunst und Natur, Mensch und Landschaft in bunter Folge. Den Beginn macht eine ergreifende schweizerische Skizze „Gepäckmarsch“ von H. Mast; unser Prof. Blanke erzählt von den letzten Lebensjahren des heiligen Gallus, Syndikus Braun von Konstanz vom Stand der Vorarbeiten für den Ausbau der Hochreinstrecke Basel-Bodensee, Stadtpfarrer Endrich von Buchau von der „schönsten Dorfkirche der Welt“ (Steinhausen, zwischen Friedrichshafen und Ulm), Pfarrer Fahs von Altnau (Schurgau) von der St.-Leonhards-Kapelle zu Landschlacht (bei Münsterlingen). E. D. Marti von Marbach i. Rh. besingt begeistert das Rheintal und W. Schuffen die Wieland-Stadt Biberach. Der Fremdenverkehr im alten Konstanz, der Munot zu Schaffhausen finden ihre Darstellung, die Adlerwirtin zu Ermatingen ihre Huldigung. Aus einem Brief des Ostpreußischen Geschichtsforschers Gregorovius, der auf der Durchreise nach Italien einige Tage in Dachsen am Rheinfall zubrachte, lesen wir: „Die Schweiz bietet im Sommer den Anblick eines ewigen Festes (1863!) . . . Der Rhein, die Nebenberge, die friedlichen Dörfer und ihre freundlichen Menschen, all dies versetzt mein Gemüt in dichterische Stimmung.“ Wilhelm Schäfer steuert die fröhliche Geschichte vom Freiburger Herrgott bei, G. H. Heer die Zürcher Legende vom „Schwarzen Garten“ und Huggenberger die heitere und doch besinnliche Erzählung vom Namensvetter Gottfried Kellers; wahrhaft packend erzählt er aus seinem eigenen Leben. Zu seinem 75. Geburtstag hat E. Schlatter ein schönes Bild des vergeistigten Bauernkopfes beigezeichnet. Gedichte Huggenbergers, Ludwig Finkhs u. a. beleben die Beiträge, so auch die mannigfaltigen Bilder: Landschaften und Kunstwerke von Künstlern der Gegend. Man erlebt in diesem stattlichen Bande ein paar schöne Stunden Friedensferien am Bodensee. Und wenn man ihn genossen hat, eignet er sich noch vorzüglich — als Geschenk, besonders natürlich in der Ostschweiz.

Henri de Ziegler, „Wider den Strom“. Buchhandlung der Evangel. Gesellschaft, St. Gallen, 1943. Preis Fr. 3.50.

Dieses Büchlein ist eine für uns bedeutsame Neuerscheinung. Sein Hauptanliegen ist die Erhaltung unserer Freiheit. Die Freiheit des Individuums ist nach dem Verfasser überhaupt gleichzusetzen mit der Menschlichkeit und ist das, was die Schweiz erst zur Schweiz macht. Diese Freiheit hält er für zweifach bedroht: Erstens durch die kriegsbedingten Einschränkungen, an die man sich allzu leicht gewöhnen könnte. Zweitens durch die Ansteckung vom nationalstiftischen Geiste der Zeit, der viele Gemüter bei uns bereits erlegen sind, ohne es zu merken. Diese wollen einen schweizerischen Nationalismus hochzüchten, den Ziegler „Helvetismus“ nennt. Als eine seiner Haupterscheinungen betrachtet er den Versuch,

die schriftdeutsche Sprache bei uns zu verfemen. Gegen dieses Bestreben aber drückt er sich in aller Schärfe aus:

„Was die Schweiz betrifft, so sehe ich, daß der Nationalismus die Doktrin ist, die ihr (der Schweiz) von allen den größten Schäden zufügen kann . . . Sie hat zahlreiche Menschen verführt . . . Ihr Nationalismus hat die Form einer geistigen Autarkie angenommen. Sie wünschen, in einer Absicht, von deren Ehrlichkeit ich überzeugt bin, die mich aber ernstlich an ihrer Intelligenz zweifeln läßt, die Schweiz dazu zurückzuführen, nur mehr aus ihrem Eigenen zu leben. Ihr Irrtum fällt ohne weiteres in die Augen . . . Ich sehe unter anderem die Autarkie ganz besonders in der Ersetzung der schriftdeutschen Ausdrucksweise durch einen Dialekt (ich spreche vom Deutschen, da es mit dem Italienischen und Französischen nicht die gleiche Bewandnis hat). Die Dialekte gelten mir als höchst respektabel; sie müssen erhalten und gepflegt werden wie ein unter allen anderen bedeutungsvoller Ausdruck unseres Vaterlandes. Der Gebrauch kann sich auch bis zu einem gewissen Grade ausdehnen. Aber es wäre Wahnsinn, ausgesprochenen Wahnsinn, sich auf die Dialekte beschränken zu wollen und sich sozusagen in sie einzuschließen. Die Gründe dafür sind zu augenfällig, als daß hier eine Aufzählung nötig wäre. Ich möchte einzig bemerken, daß es unmöglich ist, sich vorzustellen, wie die Schweiz durch die Tatsache eines solchen Sprachersatzes weniger verletzlich und authentischer helvetisch würde.“

Diese Frage der Sprache ist selbstverständlich nur einer der vielen Punkte, die Ziegler berührt. Wir sind ihm aber sehr dankbar, daß er auch hier mutig gegen den Strom schwimmt. Die Worte sind um so bedeutsamer, als Ziegler Obmann des Schweizerischen Schriftstellervereins ist.

Das Büchlein ist anfangs Februar im französischen Original unter dem Titel „Contre-courant“ erschienen und hat überraschend schnell eine deutsche Übersetzung erhalten. Die Sprache ist im Original wie in der Übersetzung äußerst fließend, und die Ausstattung ist bei beiden Ausgaben sehr geschmackvoll. Um so sicherer wird die Schrift die Aufgabe erfüllen, die ihr ihr Verfasser zugedacht hat: die Schweiz freiheitsliebend und weltoffen zu erhalten.

Man kann vielleicht nur bedauern, daß Henri de Ziegler etwas zu sehr im Strome eines überlebten Individualismus schwimmt. H.

Briefkasten

M. W., J. Sie nehmen Anstoß an Möbel-Pfisters Einladung in Zürcher Blättern und Schaufenstern: „Chömed go luege“; in Bern habe er „richtig“ ausgeschrieben: „Chömet cho luege“. Offenbar hat er sich genau an die Ortsmundart gehalten, und Ihnen als Berner in mußte die Zürcher Form auffallen, aber falsch ist sie nicht. Dieses *go* oder *ga* oder *ge* oder *gi* oder *gu* vor der Grundform von Tätigkeitswörtern ist entstanden durch Abschwächung des Tätigkeitswortes *ga(n)* oder *go(n)* = gehen, zuerst wohl nach Hilfstätigkeitswörtern wie sollen, wollen, mögen usw., etwa in Sätzen wie: „Ich will *go* esse“ = „Ich will gehen essen“ oder „Ich sött *go* schlose“ = „Ich sollte gehen schlafen“ oder „Warum magst nit *go* luege?“ (Sebel) = „Warum magst du nicht gehen sehen?“ Dabei wurde aber nicht nur der Ton des Wortes abgeschwächt, namentlich der Selbstlaut, sondern auch die Bedeutung verallgemeinert, so daß das Wörtchen fast nur noch als Vor- oder Verhältniswort (Präposition) empfunden wurde. So konnte es kommen, daß es sogar nach der vollen Form „*gaa*“ gesetzt wurde, um den Zweck des Gehens auszudrücken: „Ich *gaa* *ga* luege“ = „Ich gehe um zu sehen.“ Wir haben da also einen unbewußten „Pleonasmus“ („Wortgedoppel“ nennt das *Ed. Engel* nicht ungeschickt). Da die Abschwächung der Bedeutung ging so weit, daß dieses „*ga*“ oder „*go*“ nochmals verdoppelt werden konnte, indem es in nochmals abgeschwächter Form als tonloses „*ge*“ dem ersten angehängt wurde; das ergab „*gag*“ oder „*goge*“, und man sagte: „Ich *ga* *goge* luege“. Jene Abschwächung zu „*ga*“ oder „*go*“ geschah aber nicht nur nach „gehen“, auch nach andern Tätigkeitswörtern der Bewegung (kommen, schicken usw.). So konnte man sagen: „*Es* chunt *go* regne“ (Wir

denken an: „*Il va pleuvoir*“) oder „*Chumm go esse!*“. Die Ähnlichkeit von Laut und Bedeutung bewirkte auch, daß dieselbe Abschwächung der Form und Verallgemeinerung der Bedeutung stattfinden konnte beim Wort für „kommen“, wenn die Absicht oder der Zweck des Kommens ausgedrückt werden sollte: „*Chumm cho luege*“, „*I chumm dr chu säge*“. Auch dieses „*cho*“ konnte das gänzlich verblähte „*ge*“ annehmen, und das ergab „*cho-ge*“ (das natürlich nichts zu tun hat mit dem verpönten Eigenschafts- oder Umstandswort „*choge*“ in „*choge Züüg*“ oder „*choge schöö*“). So kam es zu Sätzen wie „*Chömed cho-gen esse!*“ entsprechend dem Satz: „*Gönd go-gen esse!*“. Gehäuft finden wir die Formen in dem Ruf: „*Hans, gang gogen im Zoggi säge, er fell cho chogen esse*.“ Das würde nun ganz Ihrer Formel entsprechen: „*Gaa ga*“ und „*choo cho*“, und im Berndeutschen mag es so sein. Die Beispiele, die das Idiotikon anführt für „*choo ga*“ stammen alle aus der Ostschweiz; sie sind aber z. T. schon sehr alt. In einer Appenzeller Urkunde von 1509 heißt es „*kommen gen losen*“ und in einer Bündner Quelle von 1552: „*Er ist nit kon gen klagen*“. Die Abschwächung der Bedeutung ist aber nur beim Wort für „gehen“ so weit gediehen, daß es fast gleichbedeutend wurde mit „*zu*“; darum kann man wohl sagen: „*go luege choo*“, aber nicht umgekehrt: „*cho luege goo*“. Die Abschwächung von Form und Bedeutung wurde noch befördert durch die lautliche und begriffliche Nähe eines andern Wortes: *ga*, *ge*, *go* vor Eigennamen, die ja ebenfalls oft nach Tätigkeitswörtern der Bewegung, besonders nach „gehen“ vorkommen; man geht ja *ga* Brienz, *go* Thun, *gan* Einsiden (1497), *gon* Zürich (1606) usw. Das ist aber ein richtiges Vor- oder Verhältniswort und eine Verkürzung von „gegen“ wie das schriftdeutsche „*gen*“, das aber nur noch in biblischem oder sonst dichterischem Stil vorkommt: *gen* Jerusalem, *gen* Himmel. Die beiden ursprünglich so verschiedenen „*ga*“ stehen sich so nahe, daß sie sich vermischen konnten; so sagt man in Schaffhausen: „*goge* Schaffhuuse *goo*“. — Das aus dem Tätigkeitswort entstandene „*ga*“ hat uns in unserer Jugend etwa Schwierigkeiten gemacht, wenn wir etwas aus der Mundart ins Schriftdeutsche übertragen mußten. Sind wir nicht in Versuchung gekommen, es mit „*zu*“ wiederzugeben und für „*Es* chunt *go* regne“ zu sagen: „*Es* kommt *zu* regnen“? Und doch klang uns das falsch. Es ist eine sehr bequeme Ausdrucksform, die man nicht immer leicht ins Schriftdeutsche übertragen kann. Also hatte Möbel-Pfister in beiden Fällen recht.

H. R., J. Sie haben sich letztes Jahr darüber geärgert, daß auf dem Festplan für die öffentliche Bundesfeier in Zürich eine französische, eine italienische und eine rätoromanische Ansprache standen, und dann — nach einem Liedervortrag — keine ausdrücklich als deutsch, sondern nur als „Ansprache“ bezeichnete Rede. Sie hielten die Weglassung des Wortes „deutsch“ für eine Tarnung in dem Sinne, daß man sich nicht zur deutschen Muttersprache bekennen wollte, ähnlich wie J. J. ein Gesangverein in St. Gallen zwar das „Deutsche Requiem“ von Brahms aufführte, in der Ausschreibung aber das Wort „deutsch“ unterließ. So schwarz braucht man die Sache nicht anzusehen; man kann sie umgekehrt auch so deuten: die vorausgehenden fremdsprachigen Reden bilden eine gutgemeinte, ja sogar sinnige *Gebärde*, ein Schauspiel gegenüber unsern anderssprachigen Eidgenossen; sie werden kurz gehalten, weil die meisten Zuhörer sie ja doch nicht verstehen. Dann folgt, von ihnen getrennt durch einen Liedervortrag, die eigentliche Bundesfeierrede, die jedermann verstehen soll, und daß diese deutsch sein würde, war so selbstverständlich, daß man das gar nicht ausdrücklich zu sagen brauchte. Hätte es nicht sogar etwas lächerlich gewirkt, wenn es da geheißen hätte: „Deutsche Ansprache“? Da man muß heute besonders anerkennen, daß nicht ausgeschrieben war: „Schweizerdeutsche Aussprache“, und doch wird sie so gewesen sein. Man kann also die Weglassung des Wortes „deutsch“ geradezu als die Anerkennung einer Selbstverständlichkeit empfinden. Da der Festplan dies Jahr wahrscheinlich derselbe sein wird, versuchen Sie dann vielleicht, die Sache von dieser Seite zu betrachten und — sich nicht zu ärgern.

Geschäftliches

Die Schrift „Sprachliche Modetorheiten“ von U. Steiger wird im Juli oder August erscheinen und den Bestellern vom Verlag Paul Haupt in Bern zugestellt werden.

Mitglieder und andere Bezieher, die unsere „Mitteilungen“ nicht längere Zeit aufzubewahren pflegen, aber Nr. 1 des laufenden Jahrgangs noch besitzen, bitten wir höflich um Rücksendung an die Geschäftsstelle in Rüsnach, da wir neu eintretenden Mitgliedern den laufenden Jahrgang vollständig liefern möchten, unser Vorrat an dieser Nummer aber zu Ende geht. Besten Dank!

Die Bücher unserer Vereinsbücherei stehen unsern Mitgliedern unentgeltlich zur Verfügung; wir bitten nur, bei der Rücksendung (nach spätestens einem Monat) den Betrag der Versandkosten in Briefmarken beizulegen.

Der Bücherwart: H. Eppenberger, Mutschellenstr. 56, Zürich 2.